

Meldungen aus Kirche und Gesellschaft

Expertentagung des Sekretariats für die Nichtglaubenden Am 10. und 11. September 1968 hielt das Sekretariat für die Nichtglaubenden eine Tagung für die europäischen Mitglieder und Experten in Wien ab. Neun Bischöfe (Polen und Spanien waren nicht vertreten) und rund 40 Konsultoren, darunter von Laienseite J. Guitton, nahmen teil. Vom Weltrat der Kirchen war G. Widmer, von der Orthodoxie Archimandrit A. Scrima, von der Anglikanischen Gemeinschaft R. Webster anwesend, der auch die Grüße des Erzbischofs von Canterbury überbrachte. Zwei Delegierte waren aus den USA gekommen, wo in Bälde eine parallele Tagung stattfinden soll. Querverbindungen zu anderen kirchlichen Organen waren bewußt angestrebt worden, darum waren bei der Wiener Konferenz vertreten: die Kongregation für die Glaubenslehre (Ch. Moeller), das Einheitssekretariat (A. Hasler), das Sekretariat für die Nichtchristen (P. Rosano), die Kommission „Iustitia et Pax“ (V. Cosmao OP) und die Atheismus-Kommission der Jesuiten (A. Varga SJ mit mehreren Mitarbeitern).

Die Tagung war mit wissenschaftlichen Referaten und breitem Raum zur Diskussion dem Thema „Atheismus und Säkularisierung“ gewidmet. Nach der Begrüßung durch Kardinal König stellte der Erzbischof von Paris, F. Marty, in seinem Einleitungsreferat bereits die These von der Ambivalenz des Säkularisierungsprozesses auf, die als Leitmotiv der Tagung gelten kann. R. Marlé SJ gab einen gedrängten historischen Überblick, wobei er sich allerdings auf die Säkularisierungstheologen wie Bonhoeffer, Gogarten, Cox, Vahanian, van Buren und Altizer beschränkte. In der Diskussion wurde darum verlangt, sowohl historisch weiter auszuholen auf den Bruch zwischen Ost- und Westkirche (G. A. Wetter SJ), ja sogar auf Augustinus (A. Scrima), als auch die primären Faktoren besser zu beachten, den griechischen Deismus (J. B. Lotz SJ), Feuerbach und Marx (G. Cottier OP) oder Zeitgenossen wie H. Marcuse (V. Cosmao OP). Neben diesem Disput über mangelhafte historische Information wurde vor allem die fehlende Klarheit in der Terminologie „Säkularisation—Säkularisierung—Säkularismus“ beklagt, besonders nachdrücklich von H. de Lubac SJ. Die soziologische Analyse des Themas war A. Grumelli, Subsekretär des Sekretariats, übertragen. Den gegenwärtigen Übergang von einer sakralen in eine säkularisierte Gesellschaft sah er bestimmt vom ideologischen Pluralismus und von dem Bedürfnis nach Rationalisierung. Von da aus lehnte er eine Identitätsbeziehung zwischen Säkularisierung und Atheismus strikt ab. Wenn der Säkularisierungsprozeß einen latenten Atheismus auch fördere, zumal unter dem Vorzeichen der Wohlstandsgesellschaft, so bringe er gerade dadurch auf dialektische Weise eine tiefere religiöse Bewußtseinsbildung zustande. Letztere sah Grumelli freilich ausschließlich in der „persönlichen Autonomie des Individuums“, so daß die gesellschaftliche Dimension nicht zur Geltung kam. Mit großem Nachdruck hob A. Dondeyne von der Universität Löwen, der die philosophischen Perspektiven behandeln sollte, die Säkularisierung als Medium des Dialogs zwischen Glaubenden und Nichtglaubenden hervor. Voraussetzung dieses Dialogs sei die Erkenntnis, daß es dem Atheismus um den Menschen gehe, daß er den Menschen keineswegs zerstöre, ja daß der Atheist vollauf Mensch bleiben könne. Gegenstand des Dialogs sei die Ethik, da die heutige Philosophie unter

dem Primat der Ethik stehe und in der ethischen Natur des Menschen am ehesten die Spur Gottes entdeckt werden könne. Dondeyne schien in Säkularisierung und Atheismus zwei Aspekte ein und derselben Sache zu sehen. K. Rahner (Münster) hatte theologische Überlegungen zum Thema angekündigt. Er befaßte sich jedoch weder mit der Säkularisierung im ganzen noch mit dem Gesamtkomplex des Atheismus, sondern mit einer seiner bestimmten Gestalten, die er „Säkularisationsatheismus“ nannte. Rahner rechnete mit einem sehr weit ausgedehnten Atheismus dieser Art in Gegenwart und Zukunft und lehnte ihm gegenüber die theoretische Indoktrination „Ohne Gott geht es nicht“ ab. Es sei denkbar, daß der explizite Theismus in Zukunft Sache einer „Elite von Weisen“ sein werde, die zu einer „gereiften Erfahrung des Daseins gelangt“ sei. Wirksam werde dieser gegenüber dem Säkularisationsatheismus nicht durch Indoktrination, wie z. B. im „Credo“ Pauls VI., sondern durch „Initiation“ unter Preisgabe der eigenen Glaubensanfechtungen. In der Diskussion akzeptierte H. de Lubac zwar Rahners Gedanken des anonymen oder impliziten Christentums, lehnte jedoch die Reduktion des expliziten Theismus auf eine Elite ab unter Berufung darauf, daß das Evangelium an die Masse der Armen gerichtet sei. H. Fries (München) sprach über „Die Herausforderung des Glaubens durch die säkularisierte Welt“. Er wandte sich gegen Verurteilung wie gegen Anpassung; er sah das Positive an der Säkularisierung in der Kritik am Mythos und in der Freisetzung von Mensch und Welt, das Negative im Anspruch auf umfassende Daseinsdeutung. Die Kritik am Säkularismus bewahre vor Utopien, doch immer seien Dialog und Kooperation geboten, da Christentum und säkularisierte Welt aufeinander angewiesen seien. Der Anglikaner R. Webster wies in seinem Referat über Säkularisierung als ökumenische Herausforderung und Verantwortung vor allem auf drei Grunddaten der heutigen Situation hin: die „Sprachenverwirrung“ unter den heutigen Philosophen — Webster selbst zeigte sich dem kontinentalen „Seins-Denken“ gegenüber ziemlich verschlossen —, den Kontaktmangel in der Ökumene, das mangelnde Verständnis zwischen kulturellen und nationalen Kreisen. Daher plädierte er nachhaltig für gegenseitigen Kontakt, vor allem auch mittels der Kommunikationsmittel, und für ökumenische Kooperation „in der Welt der Publizistik“. Dem Vorwurf, sein Konzept sei angelsächsisch-pragmatistisch, begegnete er mit der These, der Kontakt als solcher sei seinem Wesen nach metaphysisch.

Nach diesen Grundsatzreferaten sprachen am letzten Nachmittag V. Miano SDB, Sekretär des Sekretariats, über die Aufgaben seines Instituts angesichts einer säkularisierten Welt, und H. Vorgrimler über die Erfahrungen nach einem Jahr der „Internationalen Dialog-Zeitschrift“. V. Miano sah die Aufgabe seines Sekretariats mehr auf dem Gebiet der Studien als der praktischen Arbeit; er sprach nachdrücklich für eine Arbeitsteilung, etwa durch Schaffung von Studienzentren, zwischen den einzelnen Ländern, die im Sekretariat vertreten sind. Gegen diese Konzeption mehr wissenschaftlicher Art wandte sich eine qualifizierte Opposition, angeführt von J.-Y. Calvez SJ und den spanischen Jesuiten, die der Tagung und der Arbeit des Sekretariats eine rein abstrakte Vorliebe vorwarf. Die Referate hätten die konkrete Situation nicht in den Griff bekommen. Es war offensichtlich, daß das theore-

tische Ja und Nein zur Säkularisierung nicht zufriedenstellen konnte und die Klassifizierung in -ismen a priori abgelehnt wurde.

Den Plädoyers und der latenten Stimmung gegen die Theorie und für die Praxis suchte Kardinal König in seinem Schlußwort zu begegnen, indem er aus jedem Referat pastorale Konsequenzen zog und mit einem Wort Pauls VI. schloß, wonach die Kirche der säkularisierten Welt in der Geste des barmherzigen Samariters begegne. Tagung und Thema machten das Grundproblem der bisherigen Arbeit des Sekretariats offenbar. Man bewegt sich noch zu sehr im Vorfeld und im Gegenüber theoretischer Positionen und bemüht sich auch dort, wo es möglich ist, noch nicht konsequent genug um die Konkretisierung des empirischen Gesprächsaustauschs mit den verschiedenen atheistischen Gruppen, ihren Selbstdarstellungen, ihrem soziologischen Kontext und ihren Forschungsergebnissen.

Die Internationale Katechetische Woche in Medellin Katechetische Wochen in Europa befassen sich gewöhnlich nur mit Fragen der katechetischen Methodik und Pädagogik, mit Fragen der

Lehrbücher und anderen katechetischen Hilfsmitteln. Anders war es auf der Internationalen Katechetischen Woche in Medellin vom 11. bis 18. August 1968. Die Fragestellung umfaßte alle Probleme der Glaubensverkündigung und Pastoral hier und heute in Lateinamerika. Einberufen war sie von der Katechetischen Kommission des Lateinamerikanischen Bischofsrates (CELAM) und der kolumbianischen Bischofskonferenz. Auf Einladung des Erzbischofes von Medellin fand sie in seinem Priesterseminar statt. Organisiert und vorbereitet war sie vom East Asian Pastoral Institute in Manila (Philippinen) und der katechetischen Abteilung des lateinamerikanischen Komitees für den Glauben (CLAF — CELAM). Vertreten waren fast alle 21 Länder dieses Subkontinents durch Bischöfe, Geistliche, Ordensschwwestern und führende Laien.

Deutliche Gegensätze

Das Thema war weit gespannt, und die Vertreter kamen aus so unterschiedlichen kirchlichen und sozial-politischen Gegebenheiten, daß die ganze Problematik oder vielleicht die heutige Krisis der Kirche in Lateinamerika offenbar wurde. Man behandelte die Fragen in allgemeinen Referaten von Fachleuten und in kleineren Arbeitsgruppen für einzelne Sachgebiete. In allgemeinen Berichten konnte man zunächst feststellen, wieviel katechetische Erneuerungs- und Aufbauarbeit in fast allen Ländern schon geleistet ist und weiter vorangetrieben wird. Auf's Ganze gesehen, trat zugleich hervor, wieviel in diesen Ländern noch geleistet werden muß, um mit der raschen Entwicklung Schritt zu halten. Die Pastoral müsse, so lautete eine der Forderungen der Teilnehmer, „den Prozeß des sozialen Wandels offen und endgültig akzeptieren“. Eine interessante sozioreligiöse Analyse der Sozialstruktur der einzelnen Regionen wurde von einem bekannten Psychologen für Kolumbien gegeben. Diese Untersuchungen über die Gesellschaftsstruktur und ihre Auswirkung auf das politische und religiöse Verhalten der Bevölkerung wäre für alle Länder erforderlich für eine Orientierung über Ansatzpunkte der pastoralen Arbeit. Unterschiede wurden deutlicher, als man das Verhältnis von Familie und lebendigem Glauben untersuchte. Während in Kolumbien die Familie noch festen Zusammenhalt und starken Ein-

fluß auf das religiöse Verhalten auch der Erwachsenen hat, ist anderswo diese Beziehung praktisch verlorengegangen, teils unter dem Einfluß der sozial anders gelagerten Verhältnisse. So wurde deutlich, wie man kolumbianische Verhältnisse z. B. nicht auf Mittelamerika oder auf die Großstädte und ihre wachsenden Elendsviertel in den Randgebieten übertragen kann.

Als der Leiter des East Asian Pastoral Institute über Präkatechesis als Wegbereitung der eigentlichen Verkündigung sprach, fühlte man den Gegensatz zweier Welten: den Gegensatz zwischen dem Missionsland und den Seelsorgern und Sozialarbeitern unter den hiesigen „marginalen“, die am Rande der menschlichen Gesellschaft leben und von ihrem ererbten christlichen Glauben keine echte Kenntnis mehr, sondern höchstens gewisse äußere Formen bewahrt haben. Und doch besteht nach der Erfahrung der Missionare unter nichtchristlichen Völkern zwischen den „Neuheiten“ und den Menschen, die nie von christlichen Einflüssen in die Gesellschaftsstruktur ihrer Länder geprägt wurden, ein scharfer Unterschied, der hier nicht deutlich hervortrat oder wohl aus Mangel an Vergleichsmöglichkeiten einfach nicht begriffen werden konnte.

Spezifisch lateinamerikanische Schwerpunkte

Allgemeinen Anklang fand der Vortrag von Jacques Audinet vom Katechetischen Institut Paris. Er griff den heutigen Umbruch in der menschlichen Gesellschaft und die Spannung zwischen den so verschiedenen Generationen auf: verschieden in Sprache und Ausdrucksform, weil diese Generationen tatsächlich in zwei verschiedenen Welten leben, ganz verschiedene Ideale oder auch Ideologien haben und sich daher nicht in einer gemeinsamen Sprache verständigen können. Wir müssen daher nicht nur ihre Sprache kennen, wir müssen ihre lebendigen Werte und ihre Idealvorstellungen begreifen und anerkennen lernen, wenn wir ihnen die Botschaft Christi bringen wollen. Diese letzte Aufgabe der Übermittlung der Botschaft, die gewiß in neuer Sprache spricht und neue Werte anerkennt und sie verchristlicht, wurde — so konnte es oft scheinen — über dem ersten Schritt der „Annäherung“ fast vergessen oder kaum beachtet. Das ist die viel schwerere Aufgabe, für die es bis heute kaum erfolgreiche Vorbilder gibt. Ohne Zweifel muß man zuerst die „Situation“ des Menschen kennen, mit dem man ins Gespräch kommen will. Aber der Verkünder des Evangeliums hat eine Botschaft zu bringen, die den Menschen in seiner „Situation“ trifft und doch diese Situation transzendiert und in echt christliche, übernatürliche Dimensionen überhöhend weiterführt.

Wie sehr diese Frage einer „Fundamentalkatechese“ die Menschen in Lateinamerika zuinnerst bewegt, zeigte sich bald auch in den meisten Arbeitskreisen für Sonderfragen. Diese Fragenkreise umfaßten in sich sehr interessante Gebiete wie die Wertung der religiösen Haltung und ihrer Äußerung in den verschiedenen Gebieten, religiöse Bildung der Erwachsenen und der Familie, Ausbildung von Katecheten, Bibel und Liturgie in Verbindung mit der Katechese, Bibel und Ökumene sowie den Einsatz der Massenkommunikationsmittel für die religiöse Bildung in Lateinamerika. In allen Gruppen wurde ernste Arbeit geleistet und nützliche Hilfe geboten. Die Gruppe der Massenkommunikationsmittel z. B. wies eine starke Vertretung aus Deutschland auf, wo die kirchlichen Hilfswerke sich zur Zusammenarbeit und Anpassung an die lateinamerikanischen Gegebenheiten bereit erklärten. In

biblischen Fragen liegen die Verhältnisse hierzulande meist anders, wo wenigstens beim Volke das Thema „Entmythologisierung“ noch weniger aktuell zu sein scheint. Auch darin konzentrierte sich die Fragestellung schon bald mehr auf den Inhalt der „Botschaft“ hier und heute als auf eigentliche Auswertung der Bibel im Religionsunterricht bei Kindern und Erwachsenen. Es zeigte sich, wie es jemand ausdrückte, der Unterschied im Ausgangspunkte einer „französischen“ und „deutschen“ Schule, wenn man es etwas ungenau einmal so nennen darf. Während die „deutsche“ Schule stärker von der eigentlichen biblischen Botschaft ausgeht und sie je nach Alter und Verhältnissen in ihrem Wesensgehalt verständlich zu machen sucht, geht die „französische“ katechetische Schule sehr stark von der Situation des jeweiligen Menschen aus und fragt — so könnte man etwas überspitzt ausdrücken —, welche Botschaft man diesen Menschen hier und heute künden kann. Die verschiedene Fragestellung führte in der Praxis dann zu — wenigstens vordergründig — unterschiedlichen Antworten.

Der politisch-soziale Hintergrund

Gerade an diesem Punkte wurde offenbar, welche Fragen die Kirche hier am meisten bedrängen: die Überwindung der Deklassierung der Massen und ihrer sozialen Not. Für diese Übelstände machte man sowohl die Einstellung der reichen Industrieländer, die billige Rohstoffe suchen, und die antisoziale Einstellung einer reichen Minderheit (Großgrundbesitz und Industrie), mancher Regierungen wie auch das Versagen der Kirche verantwortlich. Diese Vorwürfe wurden auch auf dieser Fachtagung zuweilen sehr prononciert und mit lateinischer Vehemenz vorgebracht. Obschon die große Mehrheit einen betont ruhigeren und auch sachlicheren Standpunkt vertrat, so war dieses Anliegen wohl die Sorge aller lateinamerikanischen Teilnehmer. Die Meinungen waren auch regional verschieden. So zeigten sich Vertreter der südlichsten Gebiete (am La Plata) und Brasiliens extremer in ihren Auffassungen als der mittlere und nördliche Teil des Kontinents. Einerseits spiegelt dies die verschiedenen politisch-sozialen Verhältnisse wider, während andere es einer stärkeren „Bewußtwerdung“ zuschrieben. Diese Begriffe, wie Bewußtwerden (*concientización*), Förderung und Verbesserung der sozialen Verhältnisse (*promoción humana*), Befreiung des Menschen und Anerkennung der menschlichen Werte: all diese geradezu magisch wirkenden Worte bildeten das Leitmotiv oder wenigstens den Hintergrund der meisten Diskussionen. Da konnte man extreme Meinungen hören, die anscheinend die ganze Heilsbotschaft Christi in ein „social gospel“ für die notleidenden Massen Lateinamerikas auflösten, so daß nur ein sehr anonymes Christentum übrigblieb. Dabei wurden die philosophisch-theologischen Hintergründe und die Folgen einer solchen „existentialistischen“ Uminterpretation und jeweiligen Neuaktualisierung der Heilsbotschaft weniger bedacht. Man suchte schnelle und oft nur vordergründige Lösungen. Wer die brennende Sorge dieser Menschen und ihre eigentümliche Reaktion nicht kannte, hätte wohl zu irrigen Schlüssen über die Kirche Lateinamerikas kommen können. Als z. B. in einer „Entschließung“ beantragt wurde, man möge doch die Frage nach der „*materia sacramentorum*“ den Theologen zum erneuten Studium vorlegen, kam eine laute, wenn auch einzige Stimme, die unbekümmert verlangte, jede Gemeinde habe das Recht, nach ihren eigenen Vorgegeben-

heiten die „*materia sacramentorum*“ (z. B. der Eucharistie) zu bestimmen. Diese Einzelfälle bestimmen nun gewiß nicht das Bild der Kirche in Lateinamerika, die nicht nur in den Formen ihrer Volksfrömmigkeit, sondern auch in der Art des Ausdrucks in theologischen Fragen von der Europas verschieden ist und die man gemäß der Eigenart dieser Menschen verstehen muß. Man könnte sonst leicht zu vorschnellen Urteilen kommen, die der Wirklichkeit nicht gerecht werden.

Neuer Bewußtseinsstand

Die am Ende der Woche aufgestellten Resolutionen enthielten unter anderem die Forderung, die traditionellen Glaubensformen zu adaptieren und neue Formen zu entwickeln. Eine große Schwierigkeit sieht man vor allem darin, daß die weitgehend analphabetische Bevölkerungsmasse nach Evangelisierung und Katechese verlange, während gleichzeitig den Fragen der dynamischeren Studenten und Intellektuellen eine Antwort gegeben werden müsse. Die traditionelle Form christlicher Präsenz solle gereinigt werden, die Kirche müsse zu den Ausdrucksformen einer sich säkularisierenden Gesellschaft ein Verhältnis gewinnen. Um das Evangelium verkünden zu können, bedürfe es des Verzichts auf alle Macht- und Prestigeformen, die dem Evangelium selbst widersprechen. Diese Internationale Katechetische Woche zeigte aber eines ganz deutlich: die Kirche Lateinamerikas ist sich ihrer Lage und ihrer Aufgaben bewußt geworden. In der Verlebendigung und Vertiefung des zuweilen rein traditionellen Glaubens ist durch eine weitgehende Erneuerung der Pastoral und religiösen Unterweisung schon viel geschehen. Es sind zumal wirksame Ansatzpunkte geschaffen, die in den kommenden Jahren sich wohl fruchtbar auswirken werden. Unterschiede bestehen zwischen den einzelnen Ländern, die zumeist von den örtlich verschiedenen kirchlichen und gesellschaftlichen Bedingungen herühren. Manche Einzelforderungen scheinen etwas utopisch und undurchführbar. Wie kann man z. B. von der Kirche als solcher ein direktes Engagement in Fragen einer politischen Wandlung oder gar einer gewaltsamen Änderung (Umsturz) der Verhältnisse fordern, wenn man — wie es der Weihbischof von Caracas (Venezuela) ausdrückte — der Kirche in der Vergangenheit gerade ihre oft zu enge Verbindung an regierende Parteien und Institutionen vorgeworfen hat? Aber ein stärkeres Engagement der Kirche in Fragen der Achtung der Menschenwürde und der sozialen Gerechtigkeit, die eine direkte Auswirkung der Botschaft des Evangeliums darstellen und somit zum Prophetenamt der Kirche gehören, ist in Zukunft sicher zu erwarten. Und diese Verlebendigung der Kirche möchte man als wichtigste Feststellung aus dieser Studienwoche in Medellín registrieren. Die katechetische Woche konnte gewiß keine Entscheidungen treffen, aber sie traf sicher den Kern der wirklichen Fragen, wie es auch in den Ansprachen des Papstes beim Eucharistischen Kongreß von Bogotá deutlich wurde.

Zum Abschluß der 10. Lambeth-Konferenz Wer sich noch der Vorschau im letzten Heft der Herder-Korrespondenz auf die zehnte Lambeth-Konferenz erinnert, wird kaum mehr als Probleme erwartet haben. Es kam aber ganz anders. Die zehnte Lambeth-Konferenz geht nach dem Urteil der Fachleute als ein Wendepunkt in die Kirchengeschichte ein. Sie war

ein Erfolg. Es hat ihr gut getan, daß von Uppsala starke Anregungen einstrahlten und daß sie ein wenig vom Papst provoziert wurde. Es hat ihr ebenfalls Aufschwung gegeben, daß sie die Umwälzungen in der Tschechoslowakei miterleben mußte. Aber die Zeitereignisse waren doch nur Äußerlichkeiten. Der Erfolg kam von innen her.

Offen für Rat und Vorbilder

Entscheidend war der Zwang zur Bewährung und die dafür getroffenen Maßnahmen. Die Bischöfe umgaben sich erstmalig, dem Vorbild des Zweiten Vatikanums folgend, mit theologischen Konsultoren und mit ökumenischen Beobachtern, auch solchen der römisch-katholischen Kirche, darunter Bischof Jan Willebrands, und diese Ratgeber standen nicht draußen, sie durften mitwirken. So gelang es, viele der anstehenden Probleme zu lösen, mit dem typisch englischen Sinn für Kompromisse, aber auch mit der heilsamen Angst, den Zug zu verpassen. Es genügt vorerst, über die wichtigsten Resolutionen ihrem Inhalt nach zu berichten. Verständlich werden sie erst sein, wenn der volle Wortlaut der Konferenzberichte Anfang Oktober vorliegt (bei SPCK and Seabury Press, London). Dann wird ein ausgereiftes Urteil über das Konferenzwerk möglich sein. Aber daß es ein Erfolg war, zeigen die Ergebnisse, die größtenteils in „Church Times“ (30. 8. 68) veröffentlicht worden sind.

Am schwächsten ist vielleicht die „Botschaft von Lambeth“. Sie gliedert sich nach den drei Hauptthemen der Tagung: Glaube, Amt, Einheit. Im Abschnitt „Glaube“ wird zwar vermerkt, daß er auf Grund der neuen Theologie einer Überprüfung bedarf, aber dann wird dieser Glaube an Gott, der nicht abgedankt habe — „Gott ist“ —, recht unproblematisch und einfach ausgesagt in den konventionellen Worten der Gläubigen. Selbst eine Leitglosse der „Church Times“ beanstandet, daß man keinen Platz gefunden habe, von der Glaubensnot zu sprechen und sich ernsthaft den Anfechtungen der Welt zu stellen. Der Abschnitt vom Amt klingt auffallend „vaticanisch“ und erklärt wiederholt, auch im Hinblick auf die protestierende Jugend (vgl. die Jugendkonferenz von Edinburgh in: Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 439), daß die Kirche ihrem Herrn gleichen und die Gestalt des Dienstes annehmen müsse. Es wird beklagt, daß sie so oft selbstbezogen als privilegierte Institution gewirkt hat.

Hervorstechend ist sodann die Heraushebung des Laienamtes, während die Botschaft nicht erkennen läßt, daß heiß um die Ordinierung der Frau zum Priesteramt gerungen und daß ihr immerhin jetzt der Zugang zum Amt des Diakons geöffnet worden ist, wie eine eigene Resolution festlegt. Vom Amt der Laien heißt es, es diene vor allem dem Glaubenszeugnis in der Welt, und zwar durch den Dienst der Versöhnung überall dort, wo es zu Konflikten und Ungerechtigkeiten kommt, z. B. in den schlimmen Rassenfragen. Das Laientum müsse freilich erneuert werden. Es sei die erste Pflicht des Klerus, dafür zu sorgen. Hier bleibt die Botschaft weit hinter den einschlägigen Dekreten des Zweiten Vatikanums zurück, denn es ist nur davon in Rede, daß die Laien das Recht haben, vom Klerus in jeder Weise Rat zu erhalten, es fehlt aber die Ermahnung an Bischöfe und Klerus, sich von unterrichteten Laien Rat zu holen!

Zum Thema „Einheit“ wird der Kurs aus der anglikanischen Introvertiertheit herausgenommen und im Sinne des Dokumentes „Einheit“ der Weltkirchenversammlung von New Delhi 1961 erklärt, es müsse mehr Aufmerk-

samkeit der Bildung örtlicher Kirchenräte mit anderen Konfessionen geschenkt werden. Damit ist das Dilemma wenigstens genannt, das in den Resolutionen eine großzügige Lösung gefunden hat. Sowohl die Verfechter der anglikanischen Einheit wie die „Ökumeniker“, die ein Aufgehen der anglikanischen Kirchen in umfassenderen Unionen wünschen, kamen zu ihrem Recht.

Der neue Anglikanische Konsultativrat

Die erstere Gruppe, zu der auch der Erzbischof von Canterbury gehört, hat ihren Plan durchgebracht und den Beschluß erwirkt, daß ein Anglican Consultative Council gebildet wird. Dies geschah noch am letzten Tag der Versammlung. Der neue Anglikanische Konsultativrat unterscheidet sich insofern wesentlich von der nur aus Bischöfen gebildeten Lambeth-Konferenz, als er aus Bischöfen, Priestern und Laien besteht und 50 Mitglieder zählt. Er ist also den moderneren Anglikanischen Kongressen nachgebildet, die alle fünf Jahre zusammentreten. Er hat auch einen ständigen Exekutivsekretär und ein festes Budget. Ihm angeschlossen ist das neue „Anglikanische Zentrum“ in Rom, das die Vertretung bei Heiligen Stuhl übernimmt. Es wird nun eine Frage der Praxis sein, wie sich dieses ebenfalls nur beratende, aber handlungsfähige Gremium entwickelt und was man daraus macht bzw. überhaupt noch machen kann, wenn durch die künftigen Unionen eine anglikanische Kirche nach der anderen formell aus der Anglican Communion ausscheidet; falls sie das noch muß, wie seinerzeit jene anglikanische Kirche, die in die „Kirche von Südindien“ integriert worden ist. Dieses Problem ist bisher noch ungeklärt und wohl auch bewußt offengelassen worden bei der englischen Mentalität für ein Wachsenlassen der Dinge.

In Korrespondenz zu dieser neuen Institution steht ein Beschluß, der sehr umkämpft war. Bezeichnenderweise hat Bischof John Moorman von Ripon, ehemaliger Konzilsbeobachter, Anglikatholik und Gegner der Union mit den Methodisten, ihn beinahe zu Fall gebracht. Beantragt war, die Versammlung möge den Unionsplan der Kirche von England mit den Methodisten gutheißen. Verhandelt wurde der Antrag in der Kommission, die der Metropolit der Kirche von Indien, Pakistan, Burma und Ceylon, Lakdasa de Mel, leitete. Man hörte sich die Gegenargumente von Bischof Moorman und anderen an, man nahm zur Kenntnis die Ankündigung, daß es bei Durchführung der Union zu beträchtlichen Sezessionen in der Kirche von England kommen werde. Man ging darüber auseinander, um die Sache zu beschlafen. Aber am letzten Tag (25. August) gab Metropolit de Mel mit seiner Rede die Entscheidung zugunsten einer Billigung der Union in England. Er kämpfte als Sprecher der „Ökumeniker“ für seine eigene, noch nicht anerkannte Unionskirche und für die künftigen Unionen. Er kämpfte für die ökumenische Glaubwürdigkeit der Anglican Communion und siegte. Selbst die konservative „Church Times“ wand ihm dafür einen Lorbeer und bedauerte, daß eine nur geringe Zahl opponierender Bischöfe sich in der Sache quergelegt habe. Damit ist die Union in England zwar noch nicht Wirklichkeit, der Kampf beginnt erst, aber die Gegner der Union können sich nicht mehr auf eine Gefährdung der Anglican Communion berufen, denn diese hat gesprochen. Aus der Fülle gleichsam technischer Resolutionen seien noch einige genannt, die auf die kommende Entwicklung der Anglican Communion hinweisen, wie sie in Lambeth gedacht worden ist. Da ist als erste zu nennen die aus-

drückliche Bevollmächtigung des Erzbischofs von Canterbury, im Namen der Lambeth-Konferenz Konsultationen mit dem Papst, dem Ökumenischen Patriarchen und dem Präsidium des Weltrates der Kirchen zu führen über die Möglichkeit, auch andere Kirchenführer zu gemeinsamen Konferenzen über solche Fragen einzuladen, die alle Völker interessieren, z. B. über den Frieden. Auffallend ist sodann, daß in zahlreichen Resolutionen verlangt wird, daß bei der Durchführung von Reformen, etwa Erneuerung der Ordination, Einführung des Diakonats für Frauen, die anglikanischen Diözesen und Provinzen Rat bei dem Anglikanischen Konsultativrat einholen und auch dorthin über ihre Unionsverhandlungen berichten sollten. Man will also diesen Konsultativrat als eine verbindende Instanz ausbauen.

Sprechender als vieles andere ist für die Mentalität, die sich um eine Vertiefung des Glaubens und vor allem des Betens bemüht hat, daß in einer Resolution ausdrücklich ein Buch von Michel Quoist „Prayer of Life“ als Vorbild erwähnt wird. Andere Resolutionen übernehmen Forde-

rungen aus den Berichten der Vierten Vollversammlung von Uppsala. Entscheidend bleiben die Weichenstellung und vielleicht auch die Beobachtung, daß dies „die erste wirklich offene Lambeth-Konferenz“ gewesen sei, auch die brüderlichste und freundschaftlichste, wie es im Leitartikel der „Church Times“ heißt. Diese Feststellung kann freilich nicht verdecken, daß nun eine Zeit schwerer Krisen für die Anglican Communion kommt, in denen sie sich erst bewähren muß. Die Reformen sind noch zu leisten, die Frauen erst zu ordinieren, und die Frage nach ihrer vollen Ordination zum Priestertum ist nicht von der Tagesordnung verschwunden. Auch sind „die Laien“ erst auf dem Weg, ihre Rechte voll wahrzunehmen. Und nicht zuletzt bleibt es offen, welchen Weg die anglikanische Gruppe in den einzelnen anglikanischen Kirchen gehen wird, sicherlich nicht in die Union mit den Freikirchen. Das Thema Rom als Aufgabe einer Union scheint völlig ausgeklammert worden zu sein. Die Debatten in den Kommissionen werden darüber näheren Aufschluß geben, wenn die Protokolle veröffentlicht sind.

Vorgänge und Entwicklungen

Zur „Laienhabilitation an Fakultäten“

Die deutsche Bischofskonferenz hat sich auf ihrer diesjährigen Frühjahrstagung im März erneut mit der Frage der sog. „Laienhabilitation“ und der Berufung nicht-ordinierter Theologen auf den Lehrstuhl einer Katholisch-Theologischen Fakultät beschäftigt. Anlaß dazu war die Tatsache, daß zwei dieser Fakultäten neuerlich sog. „Laientheologen“ in ihre Berufungsvorschläge aufgenommen hatten. Die deutsche Bischofskonferenz glaubte an dem Grundsatz festhalten zu müssen, „daß in den Katholisch-Theologischen Fakultäten wegen ihrer überragenden Bedeutung für die Priesterausbildung gemäß den kirchlichen und konkordatären Vorschriften nur Priester zur Habilitation oder zu einem Lehrstuhl zugelassen werden“ dürfen.

Nur Dispens in „Brückenfächern“

Da sich die deutschen Bischöfe gerade in der Phase des Wiederaufbaues in den fünfziger Jahren trotz Drängens der Theologischen Fakultäten und später des Westdeutschen Fakultätentages (u. a. im Februar 1959 und März 1963) weder für eine weitschauende Planung im Hinblick auf den Nachwuchs für die theologischen Disziplinen noch zur großzügigen Freistellung geeigneter Geistlicher für die wissenschaftliche Weiterbildung haben entschließen können, war seit den Empfehlungen und Erhebungen des Wissenschaftsrates von 1960 und 1967 der Tag voraussehen, an dem bestimmte theologische Fachgebiete nicht mehr ausreichend mit wissenschaftlich qualifiziertem Nachwuchs versorgt werden können. Die Tatsache, daß diese Notlage nun in nicht wenigen Bereichen eingetreten ist, hat die Bischofskonferenz offenbar dazu veranlaßt, die eingangs gemachte grundsätzliche Haltung in bezug auf bestimmte Fachgebiete zu modifizieren. Sie erklärt sich nämlich „einverstanden, daß im Einzelfall Dispens gewährt werden kann, wenn ein Nichtpriester sich für eines der nachstehenden Lehrgebiete habilitieren will oder auf

einen Lehrstuhl dieser Fachgebiete berufen werden soll . . .“ Fachgebiete, in denen auf dem Weg der *Dispens* ein „Nichtpriester“ als theologischer Lehrer „geduldet“ werden könne, sind die sog. „Brückenfächer“: Philosophie, Christliche Soziallehre, Christliche Archäologie, Christliche Kunstgeschichte, Sakrale Musik, Pastoralmedizin, Religionspädagogik und Religionsdidaktik. Eine solche Dispens soll jedoch nur gegeben werden, wenn „der Habilitand oder der Vorgeschlagene die Zusicherung abgibt, daß er, da die Dispens nur für ein bestimmtes Fach gilt, im Falle der Berufung auf den Lehrstuhl einer theologischen Fakultät Vorlesungen und Übungen nur im Rahmen jenes Wissenschaftsgebietes halten wird, für das ihm die *venia legendi* erteilt worden ist“. Zu dieser Versprechensabgabe glaubt die Bischofskonferenz offenbar deshalb greifen zu sollen, weil sie weiß, daß jeder ordentliche Professor gemäß den deutschen Hochschulrechten volle Freiheit der Lehre hat, d. h. er Vorlesungen auch über Themen halten kann, die über sein enges Fachgebiet hinausgehen. Die Bischofskonferenz übersieht freilich, daß in dem — allerdings nur schwer denkbaren — Fall, da ein Hochschullehrer ein solches Versprechen abgeben wollte, Art. 5 Abs. 3 des Grundgesetzes der BRD verletzt würde, durch den ausdrücklich die Freiheit von Forschung und Lehre garantiert wird. Überdies stünde es damit dem Dispens erteilenden Bischof konsequenterweise auch zu, festzustellen bzw. zu bestimmen, wann der betreffende akademische Lehrer gegebenenfalls das ihm zugewiesene Gebiet überschreitet. Abgesehen davon, daß eine solche wissenschafts- und hochschulfremde Aufsicht einem Todesurteil für die Katholisch-Theologischen Fakultäten an den deutschen Universitäten nahekäme, da sie dort ohnehin seit langem ob ihrer „dogmatischen“ Gebundenheit beargwöhnt werden, ist rein faktisch eine solch kontrollierbare Abgrenzung bei den meisten der genannten Fächer im Ernst gar nicht durchführbar. Jeder, der sich mit diesen Fragen auch nur oberflächlich beschäftigt hat, weiß, wie fließend beispielsweise die Grenzen zwischen Philosophie einerseits und Fundamentaltheologie und Dogmatik